

Zum Sprechen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **129 (1850)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372655>

Nutzungsbedingungen

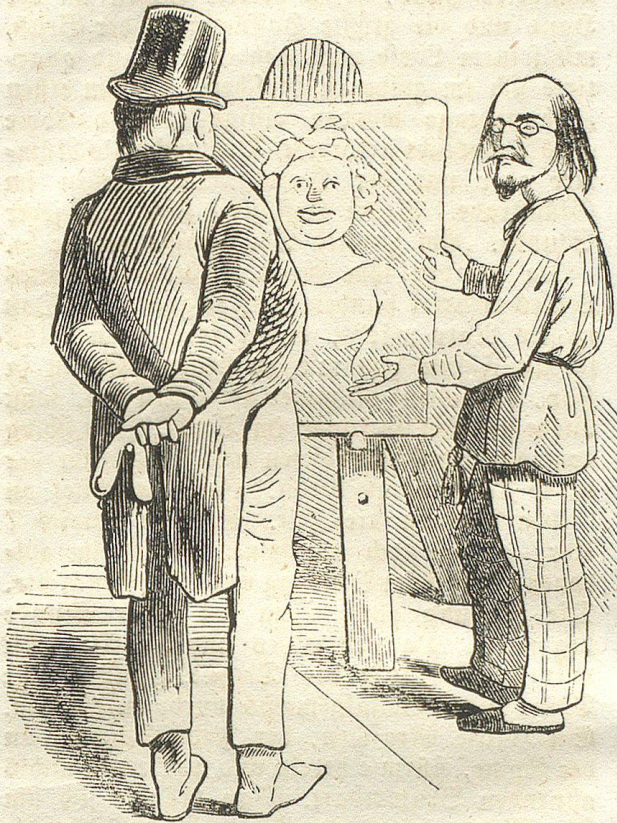
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Aber, mein Herr, mit diesen paar Gulden kann ich mich nicht begnügen. Habe ich Ihre Frau nicht zum Sprechen gemalt?

„Ach Gott! Wenn Sie sie zum Schweigen gemalt hätten, wollte ich Ihnen gern das Doppelte bezahlen.“

Zweideutige Antwort.

Ein dünkelfafter Fremder fragte an einem Kurorte, wo zur Besteigung der Berge stets eine Anzahl Esel gehalten wird: „Wie viel Esel seid Ihr hier?“ Der Gefragte antwortete: „Ja, bester Herr, darin richten wir uns nach der Zahl der Kurgäste; je mehr Kurgäste, desto mehr Esel haben wir.“

Dann.

Hans. Ist's lange schon, daß Deine Hochzeit war?

Görg. Wenn's wieder brennt in Dschag, ist's ein Jahr!

Es giebt keine größern Narren auf Erden, als Diejenigen, welche mit dem bescheidenen Wohlleben, das ihnen der gütige Gott gewährt hat, nicht zufrieden sind, sondern mit gierigen, neidvollen Augen beständig auf die Glücksgüter ihrer Nebenmenschen sehen; die sich über ihren Stand hinaussehen, worin sie sehr glücklich sein könnten, wenn sie weise wären; die da immer denken, die Reichen und Großen dieser Welt seien glücklich zu preisen, und vergessen, daß jeder Stand seine eigene Plage hat, und daß die Erfahrung lehrt, wie selten der Reichthum Frohsinn und Lebenemuth in seinem Gefolge hat. Zu dieser Art von Narren — wir wollen sie Neidnarren nennen — gehörte auch der Bauer Hans Brummbart zu Dornbach, und er war nicht der kleinste dieser großen Klasse. Er besaß so viel Feld zu seinem Eigenthum, daß er sich damit hinreichend nährte, ein kleines, aber sauberes Haus, ein niedliches und wackeres, für die Haushaltung treu besorgtes Weibchen, und endlich zwei allerliebste blondköpfige Knaben, prächtige Muster zu Posaunenengeln. Hatte Hans Brummbart daher nicht die größte Ursache, zufrieden zu sein? Er war es aber nicht, weil der Neid- und Hochmuthsteufel in ihm saß, ihn Tag und Nacht plagte und ihm zuflüsterte: „Was wärest Du für ein glücklicher Kerl, Hans, wenn Du ein schöneres Haus, mehr Geld und dazu auch Ehre und Würde hättest, und — mit einem Worte — etwas Rechtes wärest.“

Dieses Einflüsterungsunkraut des bösen Feindes fiel auf einen empfänglichen Boden und schoß üppig empor. Hans zerplatzte schier vor Neid über das Glück Anderer. Ging sein Nachbar, der reiche Gutmann, vorbei, so dachte er: „Ach, wie hat es der Reiche so gut; wie herrlich, spazieren gehen zu können, wenn Andere arbeiten müssen, in großen prächtigen Häusern wohnen und nur dem Vergnügen leben zu können!“

Er sann nun allen Ernstes darüber nach, wie er es dahin bringen könnte, ein ähnliches Leben zu führen. Das machte ihn beinahe ganz tiefsinnig und zerstreut. Wenn er auf der Straße ging, so gerieth er jeden Augenblick